Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Vom 1. Juni 1883 bis zum 1. Juni 1884.

Der Hinkende hat sich auch im letzten Jahre wieder überall in der Welt umgesehen und von seiner Wanderung ein fast übervolles Ränzlein mitgebracht, in das er alles gepackt hatte, was er in den verschiedenen Ländern, seit der Zeit, daß er nicht mehr da war, erhren. Seinen Weg hatte er zuerst durch das liebe eutsche Vaterland genommen, und hier ist, was da gesehen und gehört.

In Deutschland

ar das beste, was er fand, r Friede. Die Herren ranzosen, denen es von n Hieben von anno 70 nd 71 immer noch unter nroten Hosen juckt, ließen zwar ebensowenig an törungsversuchen fehlen, ie unsere „freundlichen" achbarn im Osten, die ussen. Denen hat der eutsche Reichskanzler damal, nach dem türkischen eldzuge, durch die Berliner ertrags-Scheere die langen ägel, die sie sich zum Abicken von türkischen Gebietsteilen extra hatten achsen lassen, gründlich beschnitten. Die schlauen othosen, denen besonders das deutsch-österreichisch-alienische Schutz- und Trutzbündniß, durch welches er ihre Schliche merkende deutsche Reichskanzler sie ollständig kaltgestellt hatte, ein wahrer Dorn im uge war, suchten nun ihren eingerosteten Streitagen mit russischem Talge zu schmieren. Sie schwenzelten und scharwenzelten" um den ungeblachten Leidensgenossen, um ihn als Keil zu gewinnen, den sie in die mitteleuropäische Friedens-Phalanx hineintreiben könnten. Wer aber noch schlauer ar als sie, das war der deutsche Reichskanzler. er war, wie sie in Sachsen sagen, verdammt „helle" nd durchschaute mit seinen scharfen stahlgrauen Augen gfort den Rauch, der von dem gewaltigen russischen Schmierkessel aufstieg. Er strich sich mit pfiffigem ächeln seinen mächtigen Schnurrbart, sprach mit einem Kaiser Wilhelm, setzte sich dann gemütich an seinen Schreibtisch und ließ Schreibebriefe aufen an den König von Spanien, an die Könige von Rumänien und Serbien, an den Fürsten von Bulgarien und an den Sultan, den Beherrscher aller Gläubigen, der so gerne auch der Beherrscher aller seiner Gläubiger wäre. Und Bismarck schreibt einen kräftigen Stil, und wußte es dahin zu bringen, daß sich alle diese hohen Herrschaften an das deutsch-österreichische Friedensbündnis anlehnten — wie schwanke Reben an die stämmige Eiche —, und diese ihre Zustimmung zur Politik des deutschen Reichskanzlers, sowie zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, zum Teil auch durch persönliche Besuche am Berliner und Wiener Hofe unzweifelhaft bekundeten. So traf am 18. August König Karl von Rumänien in Potsdam ein und begab sich von da zum Kaiser Wilhelm, während er auf der Rückreise den Kaiser von Österreich in Wien begrüßte, wo er auch seinen gerade dort ebenfalls zum Besuche anwesenden Kollegen, den König Milan von Serbien antraf. Zuvor aber hatten der Kaiser Wilhelm und der österreichische Kaiser eine Zusammenkunft in Ischl. Das war am 8. August und Ende August hatten sich der Fürst Bismarck und der österreichische Minister des Auswärtigen, Kalnocky, in Salzburg getroffen und zu wichtigen Beratungen ins Kabinett eingeschlossen. Sie verließen es Hand in Hand mit heitern Mienen und — das genügte. Nach dem Rumänier kamen am 20. September ins deutsche Hoflager zu Homburg der König Alphons von Spanien und der König Milan von Serbien, neben diplomatischen und politischen Zwecken, zur Teilnahme an den großen Manövern des 11. Armeecorps. Außer diesen hatte sich noch eine stattliche Zahl anderer europäischer Fürstlichkeiten um den Kaiser versammelt, darunter die Thronfolger von England und Portugal. Auch der Großtürke hatte sich durch seinen Gesandten Ghazi Mukhtar Pascha vertreten lassen. „Ein ganzes Parterre von Königen!" Alle Gäste wurden natürlich aufs freundlichste aufgenommen und mit Aufmerksamkeiten überhäuft, besonders der König von Spanien, dem der Kaiser das in Straßburg im Elsaß stehende Schleswig-Holstein'sche Ulanen-Regiment Nr. 15 verlieh.

Kaiser Wilhelm in Begleitung der Könige Alfons von Spanien und Milan von Serbien bei dem Homburger Manöver.

Höchst erfreut über die gastliche Aufnahme und voll Bewunderung für die Größe, Macht und Herrlichkeit unseres lieben Deutschlands kehrten die fürstlichen Gäste wieder in ihre Heimat auf ihre größern und kleinern Thronsessel zurück. Bismarck aber, der „helle", rieb sich schmunzelnd die Hände. Er hatte sein Spiel gewonnen, denn der Damm, den er nun den beiden Ruhestörern, den Franzosen und Russen entgegenzustellen hatte, reichte jetzt vom atlantischen Meere bis zum Bosporus. Das hatte er also wieder einmal gut gemacht.

Die Franzosen rochen im rechten Augenblicke noch Lunte und da sie, wie der selige Falstaff, meinten, der edlere Teil der Tapferkeit sei die Vorsicht, so rasselten sie nur noch des Scheins wegen eine Zeit lang gewaltig mit dem Säbel. — Dieses Gerassel können sie eben nicht lassen. — Sie warfen dabei aber

bedenkliche Blicke nach dem Netze, welches die kluge deutsche Reichsspinne um sie gesponnen, die nun im Mittelpunkte des Netzes saß und vergnüglich um sich schaute, ob sich wohl irgend eine dumme Fliege in dessen Maschen fangen würde.

Eine Fliege wäre auch richtig bald so dumm gewesen, in das Netz zu fliegen, eine gewaltige Schmeißmücke, das war der russische Brummer. Er merkte weder, daß sein Freund, der Franzose, vom großen deutschen „Experimenteur" auf den Isolierstuhl gestellt war, noch, daß er sogar bereits selber isoliert war, denn um Bismarcks physikalische Experimente zu begreifen, fehlt ihm der Schulsack. Allmählich hatte Rußland Truppen auf Truppen in Russisch-Polen angehäuft, sodaß schließlich im August dort eine Heeresmacht von 80,000 Mann stand. Außerdem hatte es auch die Festungsbauten in jenen Distrikten mit fieberhafter Hast betrieben. Alles war von der panslavistischen oder Kriegspartei vorbereitet, um auf das gegebene Zeichen den Einfall über die Grenze in das preußische, d. h. deutsche, oder österreichische Gebiet bewerkstelligen zu können. Der beabsichtigte Einfall wäre ein gescheiter Einfall gewesen, wenn er nur nicht so verzweifelt dumm und — wenn der Moltke nicht gewesen wäre. Der aber hatte mit ruhigem Blicke alle Bewegungen des russischen Brummers verfolgt, und als er sah, daß der Bär wirklich Miene machte, gegen Deutschland seine plumpe Tatze zu erheben, schnallte er den Säbel um, setzte den Helm auf und ging auf ein Stündchen zum Kaiser Wilhelm. Als er aber wieder herauskam, da lächelte er vergnügt. Und richtig: In kurzer Zeit fand eine sehr bemerkbare deutsche Truppenschiebung im Osten nach der russisch-polnischen Grenze hin statt, so daß die russischen Befehlshaber, als sie sich eines schönen Morgens die Nachtmütze aus den Augen gerückt und ehe sie noch ihren ersten Schnaps getrunken hatten, sahen, daß jenseits der Grenze auch noch Leute wohnen, welche gesonnen sind, freche Eindringlinge zurückzuweisen.

Moltke ging auf ein Stündchen zu Kaiser Wilhelm.

Die Meldung hiervon in Petersburg verfehlte ihre Wirkung nicht. Es kam zu „Erörterungen" und das Ende vom Liede war, daß der russische Brummer seine Pfote zurückzog und, unwillig seinen dicken Kopf schüttelnd, vor sich hinbrummte: „Es wär' so schön gewesen, behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Damit war der mit drohenden Wolken umzogene politische Horizont wieder geklärt und so konnte denn der Kaiser Wilhelm am Neujahr zur Freude des friedliebenden deutschen Volkes am Schlusse seines Antwortschreibens auf den Glückwunsch des Magistrats der Stadt Berlin die bedeutsamen Worte sagen, daß die Hoffnung auf eine ruhige ungetrübte Zeit eine begründete sei.

In gleichem Sinne gedachte der Kronprinz in seinem gleichartigen Schreiben mit Befriedigung [illegible] kurz vor Neujahr erfolgten Rückkehr von seiner R[illegible] nach Spanien und Italien.

Was nun diese plötzliche Reise des Kronprinzen [illegible] Spanien anbetrifft, so hatte es mit dieser seine eigentümliche Bewandtnis. Die Herren Rothosen an [illegible] Seine hatten sich nämlich durch die Verleihung des [illegible] dazu in Straßburg garnisonierenden 15. Ula[illegible] Regiments durch unsern Kaiser an den König [illegible] Spanien aufs Tiefste beleidigt gefühlt. Der [illegible] von Spanien aber gab sich dazu her, diese Beleidi[illegible] zu verherrlichen! Das forderte Rache! Was [illegible] also die Vertreter der „großen Nation" in Paris, [illegible] auch heute noch damit prahlen, an der Spitze [illegible] Civilisation zu marschieren? Sie beschimpften [illegible] König von Spanien, als er am 29. September [illegible] der Rückreise in Paris eintraf, auf das Gemeinste: „Nieder mit dem Ulanenkönig!" tobte die Me[illegible] Die französische Regierung samt der Polizei [illegible] sich hier in ihrer ganzen lächerlichen Ohnmacht. [illegible] vermochte dieser erbärmlichen Beschimpfung eines [illegible] lauchten fremden Gastes nichts weiter entgegenzu[illegible] als den Ausdruck des Bedauerns. König Alp[illegible] aber schüttelte den Pariser Schmutz von den [illegible] und reiste am folgenden Tage mit Entrüstung [illegible] Herzen ab.

Diese Entrüstung wurde in allen Ländern von all[illegible] hoch und niedrig, geteilt.

Einer aber war, dem neben dem Gefühle des [illegible] dauerns für den jungen spanischen König doch [illegible] Pariser Skandal nicht ungelegen kam. Das [illegible] Fürst Bismarck, der eiserne Kanzler. Dem war [illegible] französische Gassenbuberei Wasser auf seine Mü[illegible] Er wußte ja, daß die stolze spanische Nation die [illegible] schimpfung ihres Königs mit Recht als die eigene [illegible] sehen und sich von Frankreich, von dem es sich [illegible] hatte bevormunden lassen, ab- und dem Deutsch[illegible] Reiche zuwenden würde, das den spanischen K[illegible] mit Ehren- und Freundschaftsbezeugungen überh[illegible] hatte.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es gl[illegible] dachte Bismarck. Und er sprach wieder mit [illegible] Kaiser, und die Folge davon war: am 17. Nove[illegible] fuhr der Deutsche Kronprinz, „unser Fritz", [illegible] Begleitung mehrerer hoher Offiziere und Wür[illegible] träger nach Genua, um sich dort auf der Kor[illegible] „Prinz Adalbert" nach Spanien [illegible] zuschiffen. Als [illegible] treter des Kai[illegible] wurde er auf [illegible] fehl des Kö[illegible] Alphons in Sp[illegible] nien mit [illegible] einem Sou[illegible] gebührenden Ehrenbezeugun[illegible] aufgenommen, [illegible] er nach enthu[illegible] frischer Begrüß[illegible] in Genua und [illegible] glücklich überha[illegible] dener Meerfa[illegible] am 22. November in Valencia unter dem Don[illegible] der Schiffskanonen und Hafenbatterien landete. D[illegible] Präfekt begrüßte ihn, und 12 junge Bauernmädch[illegible] — man hatte natürlich die hübschesten dazu ausgesucht — brachten ihm Blumen und Früchte [illegible]

Korvette „Prinz Adalbert."

Mitternacht wurde die Reise fortgesetzt und am November mittags erfolgte die Ankunft in Madrid, ihn der König in seiner Ulanenuniform auf Bahnhofe aufs herzlichste begrüßte. Nachmittags chte er dann die Exkönigin Isabella, die Mutter Königs, der bekanntlich vom Papste für ihren ndhaften Wandel einst die Tugendrose verehrt de. Wie man munkelt, sollen der Rose einige tter fehlen und bekanntlich giebt es keine Rosen Dornen. Schwamm drüber! —

Am 24. November war große Parade auf dem Prado, nach welcher der Kronprinz mit bekannter Ritterlichkeit salutierend vor die Tribüne ritt, auf welcher die anmutige Königin Platz genommen hatte, und am nächsten Tage Stiergefecht. Unser Kronprinz war artig genug, sich das ihm zu Ehren aufgeführte auspiel anzusehen. Gefallen aber hat's ihm nicht, weiß der Hinkende ganz genau. Ein solch zweck-s, grausames, bluttriefendes Spiel ist für ein sches Gemüt kein Wohlgefallen. Es ist aber r ländlich und darum wieder leider sittlich. Die nzosen übrigens wollen diese Ochsenschlächterei jetzt einführen.

Spanisches Stiergefecht.

rrr! Ein freundlicheres Bild! Alles was an Ehren Huldigungen nur erdenklich ist, mit dem wurde r Kronprinz förmlich überschüttet. Der König ieh ihm den Großkordon des Ordens vom heiligen dinand, und der heilige Ferdinand darf es sich zur e rechnen, auf der Brust unsers Kronprinzen zu tzen. Sogar eine akademische Rangerhöhung wurde zuteil und die Rechtsakademie von Madrid ernte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Am 7. Dember reichte der Kronprinz dem König und der Königin Hand zum Abschiede. „Adieu, kommen Sie sch wieder!" sagte diese freundlich und „mit Vergen" versprach es der Kronprinz, setzte sich darauf der auf den Prinzen Adalbert, d. h. auf das Schiff, dem er gekommen war, und dampfte zurück gen lien. Das Eisen war also, wie Fürst Bismarck es ollt, im glühen geschmiedet worden.

Wäl rend nun so unser Kronprinz heiter und gemütlich in seiner Arche auf dem mittelländischen Meere schwamm und aus seiner kurzen Feldpfeife blaue Rauchwolken in die Lüfte blies, da saß der Reichskanzler eines schönen Nachmittags in seinem Sorgenstuhle und blies ebenfalls dichte Rauchwolken aus seiner langen Pfeife nachdenklich vor sich hin. Plötzlich schoß ein leuchtender Blitz aus seinen Augen. „Jawohl, so geht's! Der Kronprinz ist unterwegs zum Besuche des Königs von Italien! Da muß er auch bei Papstens einen Besuch machen! Vielleicht läßt sich da, ohne daß wir nach Canossa gehen, bezüglich des Kulturkampfes etwas erreichen und mit einer Klappe zwei Fliegen zugleich schlagen. Da willst du doch noch einmal zum Kaiser gehen und sehen, was der dazu meint."

Da saß der Reichskanzler eines schönen Nachmittags in seinem Sorgenstuhle und blies dichte Rauchwolken aus seiner langen Pfeife nachdenklich vor sich hin.

Der Kulturkampf war nämlich und ist leider Gottes bis zur Stunde in Preußen immer noch nicht erloschen. Die Schuld daran lag und liegt nicht bei der preußischen Regierung, denn die ist der römischen Kurie um des lieben Friedens und um der geistlichen Not der katholischen Bevölkerung willen mehr denn zuviel entgegengekommen, so daß es beinahe aussah, als befände sie sich bereits auf dem Wege nach Canossa! Vergeblich suchte die Regierung durch eine neue kirchenpolitische Vorlage, welche am 25. Juni vom Abgeordnetenhause in dritter Lesung angenommen und am 11. Juli vom Kaiser bestätigt wurde und in welcher auf die Anzeigepflicht der geistlichen Obern bei Besetzung geistlicher Ämter, sowie das Einspruchsrecht des Staates seitens der Regierung verzichtet wird, die Kurie versöhnlich zu stimmen und zu entgegenkommenden Schritten ihrerseits zu veranlassen. Die einzige Antwort, welche die Kurie auf diesen humanen Akt der preußischen Regierung hatte, war eine neue Herausforderung, denn sie stellte an die preußische Regierung die Zumutung, sie solle erst beim römischen Papste um Erlaubnis fragen, ob sie ein ihre Interessen berührendes preußisches Gesetz ändern dürfe oder nicht. Die Regierung ließ sich aber um der katholischen Bevölkerung willen in ihrer versöhnlichen Haltung nicht irremachen. Auf ihren Antrag erfolgte die Begnadigung des Bischofs von Limburg und am 1. Oktober die Aufhebung der Sperre seiner Diözese. Die Kurie aber betrachtete dies neue Entgegenkommen des Staats als etwas ganz Selbstverständliches, als den Anfang zu weitern Zugeständnissen. Der Appetit kommt mit dem Essen, und die hungrige Kurie schrie nur um so lauter und dreister wieder nach der vollständigen Aufhebung der berühmten Falk'schen Maigesetzgebung. Darauf konnte die Regierung nun allerdings nicht eingehen, denn das wäre das richtige Canossa gewesen, und so kam es denn wieder zu einem unfruchtbaren Zerren herüber und hinüber.

So standen die Dinge, als „unser Fritz" am 17. Dezember in Rom anlangte. Fürst Bismarck war unter-

dessen beim Kaiser gewesen und diesem hatte die Idee seines Kanzlers über die Maßen gefallen, also, daß er sofort einen Schreibebrief an seinen Sohn per Draht abgehen ließ, in welchem er ihm sagte: „Mein Sohn Fritz, sobald du nach Rom kommst, so unterlasse ja nicht, auch einmal beim Papste auf ein Viertelstündchen vorzusprechen und ihn schönstens von mir zu grüßen. Was du ihm zu sagen hast, das wirst du ja wohl am besten selber wissen!“ Wie jedem wackern und treuen Unterthanen, so war des Kaisers Wunsch dem Kronprinzen Befehl. Er fuhr daher, nachdem er vorher gut gefrühstückt hatte, mit Herrn von Schlözer — der König Humbert, bei dem er zu Gaste war, hatte Kopfschmerz und kam daher nicht mit — nach dem Vatikan. Als die Kutsche an der Treppe des Vatikans hielt, soll der Kronprinz geflüstert haben: „Jetzt gilt's zu zeigen, wat ick kann.“ Und er hat gezeigt, was er kann. Mehrfach versuchte nämlich, wie berichtet wird, der Papst, ihn zu Äußerungen kirchenpolitischer Art zu verlocken. Doch „unser Fritz“ wich stets mit feinster Gewandtheit aus. Da aber der Papst dessenungeachtet fortfuhr, er hoffe, daß der Kaiser seine friedliche und erleuchtete Gesinnung auch durch die Wiedereinsetzung der Erzbischöfe von Köln und Posen bethätigen werde, da sah der Kronprinz den Papst mit einem eigentümlichen Lächeln an und behauptete, indem er nochmals darauf hinwies, daß der Zweck seiner Reise jede Mission ausschließe, daß er die in Betracht kommenden verwickelten Einzelheiten im Augenblick nicht beherrsche. Da der Papst nun wohl merkte, daß der Deutsche Kronprinz sich nicht fangen ließe, brach er von dieser Angelegenheit ab und schloß mit der Erklärung, daß sein heißester Wunsch die Wiederherstellung des Friedens sei. Der Kronprinz bedankte sich für den schönen Wunsch und erklärte, er wolle das alles seinem Vater sagen, der ja auch den Frieden wünsche. Darauf empfahl er sich und der Papst begleitete ihn durch mehrere Gemächer und reichte ihm wiederholt die Hand, — den Pantoffel braucht ein Protestant, namentlich wenn er ein deutscher Kronprinz ist, nicht zu küssen.

Darauf empfahl er sich und der Papst begleitete ihn durch mehrere Gemächer.

Der Wunsch Seiner Heiligkeit, der auch noch mit mehreren seiner Kardinäle Ärger hatte, z. B. mit dem Kardinal Hohenlohe, der ihm zum Trotz und gegen seinen Willen eine längere Reise nach Deutschland unternahm, um seinem Herzen dort einmal von den vatikanischen Beklemmungen Luft zu machen, der Wunsch also, daß auch die Bischöfe von Köln und Posen wieder in ihr Amt eingesetzt werden möchten, ist nun aus triftigen Gründen nicht in Erfüllung gegangen, wenn die preußische Regierung alles, was in den Grenzen Möglichkeit für sie lag, that, um den Ausgleich der Kurie zu bewerkstelligen, und aus diesem Grunde nicht nur noch in den Bistümern Culm, Ermland und Hildesheim die Wiederaufnahme Staatsleistung anordnete, sondern auch das Gesuch des Bischofs von Culm um Stellung zahlreicher Geistlichen an allen preußischen Diözesen von Erfordernissen des Gesetzes über Vorbildung der Geistlichen gewährte. Da aber die Kurie der Wiederherstellung der Staatsleistung für die Erzdiözesen Köln und Posen stand und die

Kardinal Hohenlohe.

Angelegenheit durch das Centrum am 31. März preußischen Landtage aufs Tapet bringen ließ, klärte der preußische Kultusminister, Herr v. Goßler, ganz ausdrücklich, daß dies niemals geschehen wird. Und mit Recht, denn von dieser Seite her wird beständige deutschfeindliche Agitation unterhalten, im Verein mit gewissen Centrumsmitgliedern ist, von der preußischen Monarchie Provinzen zu reißen und Deutschland in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln. Dadurch war natürlich der Bruch zwischen der Kurie, bezw. dem Centrum und der Regierung wieder einmal vollzogen.

Daß darüber das Centrum tobte, ist natürlich weiter nicht interessant. Interessant aber ist, deshalb beinahe eine preußische Ministerkrise entstanden wäre. In der Fehde standen Goßler und Bismarck contra v. Puttkamer. Man sagt, dabei so hitzig, daß Bismarck erklärte, den Posten als preußischer Ministerpräsident niederlegen und auf seinen Alten-Sitz allein, auf den Reichskanzlerposten, zurückziehen zu wollen. Daraus ist aber durch den Einspruch des Kaisers nichts geworden.

Inzwischen geht man daran, den in die Rumpfkammer gestellten Staatsrat wieder aufzupuppen. Kronprinz ist Präsident, Bismarck Stellvertreter geworden. Ob der von den Toten Auferstandene wirklich lebensfähig werden wird, muß die Folge zeigen.

Aber nicht nur die Toten werden wieder lebendig, auch Lebende sind noch lebendiger geworden, sie haben sich zu neuen Thaten aufgerafft: die sozialen Parteien.

In Berlin hatten sich eines schönen Tages die Führer der Fortschrittspartei und der liberalen Vereinigung (Secessionisten) versammelt. Da sprach der böse Eugen Richter zu seinem Freunde v. Forckenbeck, dem Bürgermeister von Berlin: „Wissen, Freund, meine Partei ist gegen die listigen und groben Anläufe des Teufels, d. h. der Konservativen und des Centrums, zu schwach geworden, wir ziehen bei den Abstimmungen öfter den kürzeren

uns lieb ist." Forckenbeck aber sprach: „Mir und nen Secessionisten geht's gerade so!" — „Weißt du ", rief nun Richter, „wir wollen uns vereinigen, wird's besser werden, denn „vereinte Kräfte führen Ziel", sagt der Lahrer Hinkende Bote". — „Ja l, das wollen wir!" erwiderte Forckenbeck. Und thaten sie sich zusammen und gründeten am März einen Bund, den nannten sie „Deutsche isinnige Partei." Sie stellten ein Programm , dessen meiste Nummern ein aufrichtiger Patriot l mit unterschreiben könnte, aber freilich, das pier ist geduldig, und die Praxis erst wird zeigen, s wirklich Gutes an der Sache ist.

Auch die nationalliberale Partei sich bei dem großen Parteitag 18. Mai in Berlin zu erneuter atkraft aufgerafft und so eigent- ihre Wiedergeburt gefeiert. Sie ebenfalls ein Programm be- ossen, und wenn der Hinkende dem deutsch-freisinnigen ogramm vieles unterschreiben n, so unterschreibt er bei dem tionalliberalen alles!

Mit freudigem Herzen begrüßen rde er den Tag, an welchem beide rteien ihre Widersprüche aus- ichen und sich zu einer großen, ichtigen liberalen Partei vereinigen rden! — Ein gewaltiger Fels, gen welchen Reaktion, Pfaffen und nker vergebens anstürmen würden! ott geb's!!

Inzwischen hat der heilige Vater rüber nachgedacht, wie er den such unsers Kronprinzen mit einer tigkeit erwidern könne, und — um bei dieser Ge- genheit auch ein glänzendes Beispiel seiner Friedens- be zu geben, hat er gegen die Freimaurer eine ncyklika losgelassen, in welcher dieselben als eine rt Räuberbande geschildert werden, die die Throne d Altäre stürzen will, und schuld ist an allen mög- chen Schandthaten. Daß unser Kaiser und unser ronprinz ebenfalls Freimaurer sind, konnte dem apst bei seiner Unfehlbarkeit nicht unbekannt sein, nd in Berlin wird man die päpstliche Liebenswürdigkeit s würdigen wissen.

Doch weg mit dieser Fratze und ein freundlich Bild, as gerade jetzt angesichts der erneuten päpstlichen errschaftsgelüste in ein zeitgemäßes Licht getreten ist. as ist die vierhundertjährige Geburtsfeier es großen Reformators Dr. Martin Luther m verflossenen 10. November. Nicht nur in nz Deutschland, sondern überall, wo Protestanten ohnen, ist dieser Tag in würdiger und erhebender Weise gefeiert worden. Selbst eine große Anzahl Nichtprotestanten haben ihn in dem Bewußtsein mit- efeiert, daß die Bedeutung Luthers sich nicht in den ngen Rahmen eines bestimmten christlichen Bekennt- isses einfügen läßt, sondern durch die allgemeinen Verdienste, die sich Luther um das deutsche Volk rworben hat, auch das ganze deutsche Volk ohne Unterschied umfaßt. Besonders großartig war die Feier in Wittenberg, der Lutherstadt im vollsten Sinne des Worts, durch die im Auftrage und als Vertreter des Kaisers stattgehabte Beteiligung des Kronprinzen. Die Ansprache, die der Kronprinz zur Eröffnung der Lutherhalle gehalten, hat im ganzen deutschen Reiche ungeheures Aufsehen erregt und im ganzen protestantischen Deutschland allgemeine Zustimmung gefunden. Die köstlichen Schlußworte dieser Ansprache lauteten:

„Möge diese Feier uns in dem Entschlusse befestigen: alle Zeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntnis und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung, und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis der christlichen Wahrheit!"

Der Hinkende sagt dazu: „Amen!"

Lutherbüste.
Modelliert von Adolf Donndorf für die Stadtkirche in Tübingen.

Ein anderes herrliches Bild ist die Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde. Nachdem dem neuerrichteten Deutschen Reiche am 18. Januar 1871 zu Versailles im französischen Königsschlosse endlich ein thatsächliches Oberhaupt gegeben war, da trat das allgemeine Verlangen hervor, ein leuchtendes Zeichen der Wiedervereinigung der deutschen Stämme am Rheinstrome aufzurichten. Die Aufforderung Ferdinand Heyls, eine Germania auf dem Niederwalde zu errichten, fand allgemeinen Anklang. Es bildete sich rasch ein Komitee, das die Sache energisch betrieb und einen Aufruf an die gesamte deutsche Nation erließ zur Beisteuer eines Scherfleins zum gemeinsamen Denksteine an die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches. Und reichlich und freudig flossen die Beiträge, denn bei der Gabe war ein jeder mit dem Herzen, vor allen der Kaiser Wilhelm. So kam es denn, daß das Unternehmen über Erwarten gelang. Am 28. September wurde das erhabene Werk des edlen Meisters Professor Johannes Schilling in Dresden vor dem Kaiser und den Prinzen seines Hauses, sowie vor einer großen Anzahl deutscher Fürsten und einer unübersehbaren Menge von Festteilnehmern von nah und fern unter dem Donner der Kanonen, dem Rauschen der deutschen Fahnen und dem von Musik begleiteten Choralgesange der Menge eingeweiht. Den Weiheakt

Kaiser Wilhelm wird am Niederwald von den Festjungfrauen begrüßt.

vollzog der Kaiser, der mit lauter Stimme eine ergreifende Ansprache an die Festversamlung hielt, die mit den Worten schloß: „Ich weihe dies Denkmal den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung! Das walte Gott!“ Nach seiner Rede entblößte der Kaiser sein Haupt, dann fiel die Hülle des Denkmals, und in diesem feierlichen Augenblicke durchbrach die Sonne plötzlich die sie bisher verhüllenden Wolken und vergoldete mit ihrem Glanze die hehre Gestalt der Germania.

Der Kopf der Germania am Niederwald-Denkmal.

Daß eine teuflische Verruchtheit den Mordplan vorbereitet hatte, bei der Einweihung das Denkmal mitsamt den Festgästen in die Luft zu sprengen, hat niemand geahnt. Die Drainröhren des Denkmals waren mit Dynamit geladen, die Zündschnüre waren gelegt, und das gräßliche Verbrechen konnte gelingen, wenn nicht der gütige Himmel den rettenden Regen gesandt hätte, der die Zündschnüre wirkungslos machte. Wie solche verbrecherische Vorbereitungen möglich waren, trotz Polizei und Ausnahmegesetz, ist ein Rätsel, das erst die Untersuchung lösen wird.

Einer von den Edlen, die das nationale Werk, wenn auch nicht mit dem Schwerte, so doch mit Wort und Schrift mit vorbereiten halfen, der das Glück hatte, dasselbe in seiner Vollendung zu sehen, hat die Feier nicht lange überlebt. Der Sänger des Lenzes und der Liebe, der Mitstreiter für des Reiches Glanz und Herrlichkeit im Liede, der mit prophetischem Blick die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums vorhersah und dem deutschen Volke in schwunghaften Liedern verkündete, Emanuel Geibel, ist am Palmsonntag, am 6. April früh, in seiner Vaterstadt Lübeck gestorben. An seinem Grabe trauert ganz Deutschland, denn er war einer der bedeutendsten unter den vaterländischen Dichtern und ein Liebling der Nation. Friede seiner Asche! —

Emanuel Geibel.

Zum Schlusse unserer Betrachtung über alles das, was im deutschen Reiche passiert ist, haben wir noch einen kurzen Blick auf die Thätigkeit der parlamentarischen Körperschaften zu werfen.

Der Reichstag und der Landtag haben in dem verflossenen Jahresraum wieder viel zu thun gehabt.

Am 12. Juni wurde der Reichstag nach ungewöhnlich langer Sitzungsperiode, welche nicht weniger als 102 Sitzungen umfaßte, geschlossen. In der Sitzung am 1. Juni wurde ein wichtiger Antrag des fortschrittlichen Abgeordneten Richter nämlich, den Reichskanzler zu ersuchen, den Geschäftsbetrieb in Militärwerkstätten für Privatrechnung, den Handelsverkehr der Kantinen mit Civilpersonen und die Verwendung von Pferden der Militärverwaltung zum Lohnfuhrgewerbe zu untersagen, abgelehnt. In der letzten Sitzung wurde der Etat für das Jahr 1884/85 in dritter Lesung gegen die Stimmen der Volkspartei, der Sozialdemokraten und Welfen angenommen. — Am 29. August wurde der Reichstag durch kaiserliche Ordre zu einer kurzen Sitzung unerwartet wieder einberufen. Anlaß dazu war, die nachträgliche Genehmigung dieser Körperschaft zum rumänischen Handelsvertrage einzuholen. Der Vertrag samt der Spiritus-Klausel wurde mit großer Mehrheit genehmigt, und der Regierung der erbetene Pardon für die verspätete Einholung bewilligt. Die Fortschrittler sagen, die Regierung nähme es mit der Verfassung etwas zu leicht, um so strenger müsse sie sein, und verweigerten den Pardon.

Der Reichstag gab sich dann nach Erledigung noch einiger unbedeutenden Vorlagen dem Genusse der Ferien wieder mit umgeschwächten Kräften hin. — Die Wiedereröffnung fand am 6. März statt.

Die übrige Thätigkeit des Reichstages, bis zu seiner Vertagung am 22. April, beschränkte sich hauptsächlich auf die Überweisung verschiedener Gesetzentwürfe an die Kommissionen. So das Hülfskassengesetz, das Unfallversicherungs-Gesetz, und — eine dann Nutz — das Verlängern des Sozialistengesetzes auf zwei Jahre.

Nach dem Wiederzusammentritte des Reichstags bis zum Schluß des Kalenders sind von wichtigen Behandlungen zu verzeichnen:

Angenommen wurde das Krankenversicherungsgesetz.

Die Entschädigung unschuldig Verurteilter wurde leider wieder auf die lange Bank einer Kommission geschoben. Das Sozialisten-Gesetz mit einer Mehrheit von 32 Stimmen angenommen.

Bismarck hat erklärt: „Ja sagen oder aufgelöst nach Hause gehen.“ Der gefährliche Dampfkessel ist jetzt wieder auf 2 Jahre zugeschraubt.

Die Unfallversicherungs-Kommission hat den Regierungsentwurf angenommen, sodaß dieses wichtige Gesetz jetzt gesichert scheint.

Bismarck hat ein gewichtiges Wort ausgesprochen:

Das Recht auf Arbeit.

Hoffentlich wird es dem großen Staatsmanne gelingen, dem Arbeiter außer dem Recht auf Arbeit auch — Arbeit zu verschaffen. — Die Franzosen haben im Revolutions-Jahre 48 mit ihrem „Recht auf Arbeit“ bankerott gemacht.

Von dem Liberalismus der Fortschritts-Partei will Bismarck nichts wissen; diesen Liberalismus will er bekämpfen bis zum letzten Atemzuge.

Zur Belohnung der tapfern Mitglieder der Kommission, welche behufs Erforschung der Cholera nach Ägypten und Ostindien entsendet wurde, und welche dieser Ehrenpflicht mit Einsetzung ihres Lebens nachgekommen ist, wurden dem Kaiser 135000 ℳ zur Verfügung gestellt. —

Ein Dynamit-Gesetz ist angenommen, und die Dynamit-Helden sind mit schwersten Strafen, ja mit Todesstrafe bedroht. —

Am 16. Mai ist der Reichstag bis zum 10. Juni vertagt worden.

Die 15. Legislaturperiode des **preußischen Landtags** wurde nach 7½ monatlicher Dauer **am 2. Juli** geschlossen, nachdem am 25. Juni die wichtigste Vorlage, das neue kirchenpolitische Gesetz in dritter Lesung vom Abgeordnetenhause angenommen worden war.

Windthorst hat das Gesetz, das Rom abermals große Zugeständnisse macht, lächelnd eingeheimst. Er betrachtet es aber nur als eine magere Abschlagszahlung, und bei der Verhandlung über das Schulversäumnisgesetz spielte er einen neuen Trumpf aus und verlangte Aufhebung des Schulzwangs, zum großen Jubel der kleinen Schulschwänzer.

Diesmal freilich wurde sein frommer Wunsch nicht erfüllt. Er kommt aber wieder. Denn das Volk in Dummheit und Unwissenheit verdumpfen zu lassen, ist die Macht der Pfaffenherrschaft. —

Am 20. November wurde der Landtag wieder eröffnet. Die wichtigsten Vorlagen betrafen die Erhöhung der Beamtengehälter, die Einführung einer Kapitalrentensteuer, die Kreis- und Provinzialordnung für Hannover, die Sekundärbahnvorlage, sowie den Jagdordnungsentwurf. Der Lotterie-Etat mit 29746 M. wurde zwar genehmigt, von mehreren Seiten aber das Verwerfliche einer solchen Einnahme-Quelle gekennzeichnet.

Der 5. und 6. Dezember waren stürmische Tage im preußischen Landtage. Es ging schon scharfe Luft durch das Haus, als Dr. Stern, der demokratische Abgeordnete von Frankfurt, den Antrag stellte, an Stelle der öffentlichen Wahlen die geheime Abstimmung für Landtags- und Kommunalwahlen einzuführen. Geheime Wahlen, sagte er, sind allein freie Wahlen und der unverfälschte Ausdruck des Volkswillens. Minister Puttkamer schüttelte gewaltig das Haupt und sprach sich energisch gegen den Antrag aus, um aber, den Antrag Stern übertrumpfend, die Erklärung abgab, die Regierung erwäge, ob die geheime Abstimmung nicht auch bei den Wahlen zum Reichstag zu beseitigen sei, da brach der Sturm zum Orkan an. Man fühlte und sah es aus, daß Puttkamer eine so bedeutsame Erklärung nicht auf eigene Faust abgeben könne, sondern nur auf Anweisung Bismarcks und nach Beratung im Staatsministerium.

Der Antrag wurde abgelehnt. Auch die Nationalliberalen stimmten dagegen.

Für die letztern erklärte ihr Führer Hobrecht, früherer Berliner Oberbürgermeister und eine kurze Zeit Finanzminister Bismarcks, daß der Antrag Stern „inopportun" sei, weil eine Änderung des Wahlgesetzes Änderungen auch von anderer Seite herbeiführen werde, was unter dem jetzigen reaktionären Ministerium gefährlich sei, seine Partei werde aber einem Angriff auf das allgemeine Wahlrecht und geheime Abstimmung in den Reichstag mit aller Energie entgegentreten.

Bei der Fortsetzung der 2. Beratung des Etats am 6. Dezember kam die erfreuliche Thatsache zur Sprache, daß in neuerer Zeit sich die Zahl der Verbrechen vermindert habe. Bekanntlich behaupten die Orthodoxen immer das Gegenteil. Am 18. Dezember wurden der Einkommensteuergesetzentwurf und der Kapitalrentensteuergesetzentwurf eingebracht. Durch ersteren wird die Klassensteuer als besondere Steuer beseitigt, die beiden untersten Stufen bis 1200 M. Jahreseinkommen werden von der Steuer befreit. Die anderen Stufen der Klassensteuer und die der Einkommensteuer bilden zusammen die neue Einkommensteuer.

Am 17. Januar wurden beide Entwürfe, die der Abgeordnete Richter (Hagen) als das die gegenwärtige Steuer- und Wirtschaftspolitik beherrschende Streben nach fiskalischer Plusmacherei und nach Einschränkung der Volksrechte bezeichnete, einer Kommission überwiesen.

In der Sitzung am 7. Februar wurde, selbst gegen die Stimmen der Freikonservativen und des Kultusministers der Antrag des bekannten Hofpredigers Stöcker angenommen, daß in den Fortbildungsschulen der Unterricht während des Hauptgottesdienstes untersagt würde. Für die Erhöhung des zur Unterstützung emeritierter Lehrer und Lehrerinnen angesetzten Betrages wurden 100000 M. einstimmig ausgeworfen. Der Fonds beträgt somit jetzt 800000 M. Am 1. Mai wurde die Jagdordnung in dritter Lesung beraten und nach dem Kommissionsantrage angenommen. Die Großgrundbesitzer und Wildzüchter haben gegen die Bauern gesiegt. Das Rot- und Damwild darf frei herumlaufen und die junkerlichen Hirsche und Schweine dürfen sich's fortan schmecken lassen auf den Kartoffel- und Fruchtfeldern der Bauern. So wär's gekommen, wenn sich die Regierung nicht böser Liebe gefürchtet und in zwölfter Stunde noch die Vorlage zurückgezogen hätte.

Aus den Sitzungen des Herrenhauses sei erwähnt, daß dasselbe am 2. Juli der kirchenpolitischen Vorlage zustimmte und am 17. Dezember trotz des Widerspruchs des Ministers Lucius das Verbot der Jagd am Sonntage beschloß.

Deutsche Krieger in Hamburg.

Zum Schlusse will der Hinkende nur noch kurz von dem erzählen, was sonst noch im Deutschen Reiche und in den darum liegenden Ortschaften sich ereignet hat. Am 1. Juli hat in der großen Seestadt Hamburg (nicht Leipzig) das erste allgemeine deutsche Kriegerfest stattgefunden. Die schnurrigbärtigen Krieger haben da in Patriotismus und Bier geschwelgt und am zweiten Tage eine Rundfahrt durch den Hafen gemacht, die ihnen sehr gut bekommen sein soll.

Noch fideler ist's am 16. bis 20. Juni in Dresden zugegangen, wo ungefähr 5000 Schützen aus allen Himmelsgegenden zum achten mitteldeutschen Bundesschießen zusammengekommen sind und geschossen, gegessen und getrunken haben.

Leider hat's in dem verflossenen Jahre auch wieder nicht an Unglücksfällen aller Art gefehlt. Wenn Deutschland glücklicherweise auch von bedeutenden Katastrophen verschont geblieben ist, so haben die Über-

schwemmungen in der Provinz Schlesien doch Unheil genug angerichtet.

Deutsche Schützen in Dresden.

Eisenbahnunfälle, Explosionen in Fabriken und Gruben, Feuersbrünste sind leider auch in Menge zu verzeichnen. Mit Bezug auf erstere gedenkt der Hinkende noch jetzt mit Grausen der entsetzlichen Unglücksfälle auf dem Steglitzer Bahnhofe und bei Hugstetten im Badischen, bei denen leider viel Menschen Leben und Gesundheit eingebüßt haben.

In der Nacht vom 4. zum 5. Januar ist einer der hervorragendsten Parlamentarier, Dr. Eduard Lasker in New-York, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, am Gehirnschlage gestorben. Seine größte Berühmtheit erreichte er durch seinen Angriff auf das faule Gründertum, den er am 7. Februar 1873 durch den Antrag auf Einsetzung einer Untersuchungskommission gegen die Gründer unter den hohen Beamten und Würdenträgern ins Werk setzte. Krankheit veranlaßte ihn, sich eine Zeitlang vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, und als er im Begriffe war, wieder in die Reihe der politischen Kämpfer einzutreten, ereilte ihn der Tod. Ehre seinem Andenken!

Alter lieber Gewohnheit treu grüßt der Hinkende bei seinem Abschiede von Deutschland für dies Jahr noch besonders sein Heimatland, das herrliche, gesegnete

Großherzogtum Baden

und preist die Vorsehung, daß sie den allgeliebten und allverehrten Herrscher und dessen Haus in seinen gnädigen Schutz genommen und ersteren nach der glücklich überstandenen schweren Krankheit auch in diesem Jahre das Glück der vollen Gesundheit wieder genießen läßt. Gott segne auch fernerhin ihn und seine erlauchte Familie, sowie das ganze Badener Land! Ein frohes Ereignis hat die hohe Familie in große Freude versetzt, indem die Tochter des großherzoglichen Paares, die Prinzessin Victoria, Gemahlin des Kronprinzen von Schweden, den Eltern ein gesundes Enkelchen geschenkt hat. Vivat, floreat, crescat!

Der Landtag wurde am 20. November vom Großherzoge mit einer Thronrede eröffnet. Unter den Vorlagen befanden sich die Einführung der Kreisorganisation und die Revision der Städteordnung. Andere Vorlagen betrafen das Volksschulwesen, die Fürsorge für die vaterländischen Denkmäler. Mit Befriedigung konstatierte der Großherzog das freundliche Verhältnis seiner Regierung zum katholischen Kirchenregiment. Ferner konstatierte die Thronrede den günstigen Budgetabschluß.

Am 22. Januar bewilligte die Abgeordnetenkammer 66000 M. für die Vorarbeiten zur Erhaltung des Heidelberger Schlosses. Bravo!

Am 23. Juli waren es 100 Jahre, daß Badens unvergeßlicher erster Großherzog Karl Friedrich, dem eigenen Entschlusse seines edlen Herzens folgend, in seinem Lande die Leibeigenschaft völlig aufhob. Die Beölkerung Badens feierte die hundertste Wiederkehr des mit goldnen Lettern in die Geschichte der Menschheit eingetragenen Tages in dankbarer Erinnerung an den edlen Fürsten. —

Damit genug aus dem lieben Vaterlande und nun flugs hinein ins Ausland!

Zunächst nach

Österreich.

Viel Erfreuliches ist von hier nicht zu vermelden. Am 19. Juli 1883 begann man in Ungarn, in Nyiregyhaza, einen nationalen Schandfleck auszuwaschen. Etwas bleicher ist er durch den richterlichen Urteilsspruch zwar geworden, der Schandfleck leuchtet aber noch durch und wird in der Geschichte dieses schnurrbärtigen Volkes, bei dem der Dünkel mit der Dummheit um die Oberherrschaft kämpft, einst als abschreckendes Beispiel religiöser Unduldsamkeit und kleinlichen Rassenhasses dastehen. Mit dem Schandfleck meint der Hinkende den Tisza-Eszlarer Mordprozeß. Derselbe endete mit der Freisprechung der armen verhafteten und gefolterten Juden von der lächerlichen Anklage, das 16jährige christliche Dienstmädchen Esther Solymossi im Tempel ermordet und ihr Blut zu religiösen Zwecken verwendet zu haben. Was in diesem schamlosen Prozesse von Richtern wie Zeugen an Bestechung, Lug und Trug geleistet worden ist, hat alle Grenzen. Mit Ekel und Verachtung wendet sich jeder anständige und rechtlichdenkende Mensch von solcher Ausgeburt mittelalterlicher Finsternis ab.

Ein begeisterter Wiener hat einmal gesungen: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!" Im allgemeinen mag der Mann wohl recht haben, wenn er auf die heitere, lebenslustige Kaiserstadt an der schönen blauen Donau stolz ist, im besondern möchte aber der Hinkende, namentlich im Hinblick auf das verflossene Jahr, nicht unterschreiben. Seit der Gott verdammte Sozialistenspuk nämlich auch in die österreichische Hauptstadt seinen unheimlichen Einzug gehalten hat, ist's dort „holtersch au nit mehr a so", wie ehedem. Wegen Unterdrückung sozialdemokratischer Agitation durch die Polizei kam's am 10. August in Wien zu einem blutigen Krawall zwischen dieser und Arbeitern. Dreißig Arbeiter wurden dabei verwundet, 80 verhaftet. Das ist tief bedauerlich und braucht sich der Wiener Sänger darauf nichts einzubilden. Noch viel bedauerlicher aber, um's gleich hier anzuschließen, sind die entsetzlichen Blutthaten, welche in Floridsdorf bei Wien am 15. Dezember 1883 und am 25. Januar 1884 verübt wurden. Dort wurden die beiden Polizeibeamten Hlubek und Blöch von Beauftragten der Anarchistenpartei, d. h. der Partei, die keinen Gott, keinen Kaiser und König und keine Obrigkeit, die zügellose Freiheit, die Freiheit der Bestie will, meuchlings erschossen. Der Mörder Blöchs ist entdeckt und bereits zum Tode verurteilt. Es ist ein früherer Schlosser aus Preußisch-Schlesien, namens Stellmacher.

Auch in Kroatien gab's im August einen bedenklichen Lärm. Die verehrlichen Herren Kroaten in Agram fing nämlich einmal der Nationalitäts-Hafer zu kitzeln an. Sie hielten es mit ihrer Kroaten-Ehre, die bekanntlich nicht weit her ist, nicht für vereinbar, daß der Finanzdirektor Schilder mit ungarischer Aufschrift neben der kroatischen an verschiedenen öffentlichen Gebäuden anbringen ließ. Die Heißsporn rissen die Schilder herunter und schlugen in den betreffenden Gebäuden die Fenster ein. Natürlich sagte das österreichische Ministerium, das sei nicht das rechte Mittel zur Reinigung der angeblich befleckten Ehre, und da die Kroaten

nicht glauben wollten, sondern weiter randalierten, wurde Militär hingeschickt, um die Hitzköpfe zur nung zu bringen. Der Streit endete damit, daß 10. Oktober im ungarischen Reichstage be- ssen wurde, die Wappen mit Doppelinschrift durch ppen ohne Inschrift zu ersetzen. Zu diesem groß- en Gedanken hatte man nicht weniger als 2 volle nate Zeit gebraucht.

wei Bestien in Menschengestalt, der Ingenieur Hugo enk und der Schlosser Karl Schlossarek haben 22. April in Wien am Galgen ein viel zu ides Ende gefunden. Hugo Schenk, ein Mensch guter Schulbildung, der Sohn eines früheren ichtspräsidenten in Teschen, hatte, obwohl Gatte Vater, seit Jahren Dienstmädchen durch Ehever- chungen an sich gelockt, sie verführt, ihnen ihre rpfennige entlockt und sie dann bei Vergnügungs- n, die er mit ihnen unternahm, mit Hilfe Schlos- ks auf einsamen Spaziergängen ermordet. Auch lossarek war verheiratet und Vater zweier Kinder. e dritte Bestie, der schwindsüchtige Bruder Hugo enks, Karl Schenk, wurde vom Kaiser zu lebens- glichem Zuchthause begnadigt.

oeben wie der Hinkende dieses schreibt, brennt dem gemütlichen Wien das schöne Stadttheater ab. s lauter Gemütlichkeit. Während die Theaterfeuer- r gemütlich im Wirts- s saß, benützte das eater diese günstige Ge- nheit, ganz gemütlich zu nen. Die Wiener, in r Gemütlichkeit merkten's als der Türmer auf Stephans-Dome Lärm chte, und als man löschen lte, hatten die Hydran- aus lauter Gemütlich- kein Wasser, sodaß die- aus der Donau herbeige- leppt werden mußte. enn den Wienern einmal s Feuer auf dem Buckel nnt, dann vergessen sie ihre Gemütlichkeit und greifen htig zu. Aber zu spät. Das Theater brannte ab auf den Grund. Der eiserne Vorhang sagte: „Das ht mir über die Gemütlichkeit, ich mache nicht mehr t," und stürzte sich in die Glut. —

Casamicciola.

Schweiz.

Im März hat der Bundesrat in Bern beschlossen, anarchistischen Unthaten unter das gemeine Straf- cht zu stellen, und die Regierungen der Kantone an- wiesen, in diesem Sinne gegen die auf ihrem Ge- te sich aufhaltenden und der Beteiligung an anar- stischen Verbrechen verdächtigen „Genossen" einzu- reiten. Bravo!

Italien.

Leider muß der Hinkende seine Umschau hier mit nem recht traurigen Berichte beginnen. Am 28. Juli 883, um 9¾ Uhr abends, wurde die paradiesisch schöne nsel Ischia im Golf von Neapel von einem furcht- aren Erdbeben heimgesucht. Fast sämtliche Häuser des städtchens Casamicciola sind eingestürzt und haben ausende von Menschen jeden Alters, die wenige Mi- uten vorher noch heiter und vergnügt waren, unter ihren rümmern begraben, darunter auch viele Badegäste. önig Humbert besuchte unmittelbar nach dem Unglück die Stätte und suchte thränenden Auges nach Kräften zur Linderung der Not beizutragen, die sogleich überall Sammlungen von Liebesgaben veranlaßte. Auch in Deutschland fand auf Anregung des deutschen Kronprinzen eine großartige Sammlung statt, an deren Spitze sich Kaiser Wilhelm mit 50000 M. stellte. Daß dadurch das freundschaftliche Verhältnis beider Reiche eine neue Stärkung erfuhr, bedarf nicht erst besonderer Betonung.

Am 14. März hat das italienische Volk einen schmerzlichen Verlust erlitten. An diesem Tage starb einer seiner edelsten Söhne und glühendsten Patrioten, der ehemalige Finanzminister Quintino Sella, gleich bedeutend als Staatsmann wie als Gelehrter. Sella war ein treuer Freund Deutschlands und stimmte 1870 als erster für die Neutralität Italiens im deutsch-französischen Kriege. Ehre dem großen Toten!

Anläßlich der Kammerpräsidentenwahl kam es Ende März zu einer Ministerkrisis. Man bot die Ministerposten wie sauer Bier feil. Da aber niemand sich daran den Magen verderben wollte, so mußte schließlich das alte Gebräu, d. h. das Ministerium Depretis, behalten werden. Wohl bekomm's!

Spanien.

Hier gab's Verschwörungen, Kaffeeklatsche, Militäraufstände und Ministerkrisen in Hülle und Fülle. Ein ganz allerliebsterkleiner republikanischer Militäraufstand brach z. B. im August in Badajoz in der Provinz Estremadura aus. Gegen 1100 Soldaten und Civilisten riefen da die Republik aus, entwaffneten die Gendarmerie und machten sich das Vergnügen, zur Abwechselung einmal die hochlöblichen Behörden einzusperren. Infolge dessen wurde über Estremadura der Belagerungszustand verhängt, und es gelang, des Aufstandes, den niemand anders als wie der alte Zorilla, der besser den Namen „der alte Gorilla" verdiente, angezettelt hatte, bald Herr zu werden.

Nach Wiederherstellung der Ruhe reiste König Alfons nach Deutschland zum Besuche des Kaisers Wilhelm und zur Teilnahme an den Homburger Manövern. Auf der Rückreise widerfuhr ihm die bereits mitgeteilte Beschimpfung in Paris. Die Spanier waren mit Recht über dieselbe außer sich. Sie sind sprichwörtlich stolz und jagen zwar gelegentlich ihre Könige fort, dulden aber nicht, daß sie von andern beschimpft werden. Die Erbitterung des Volkes war so groß, daß das französische Gesandtschaftsgebäude in Madrid polizeilich bewacht werden mußte, um es vor Ausschreitungen der erregten Menge zu schützen. Die Reise des Königs von der Grenze bis zur Hauptstadt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge und bei der Ankunft in Madrid erwarteten ihn jubelnd mehr als 20000 Personen auf dem Bahnhofe. Die Pariser Beleidigung hatte den Sohn Isabellas mit einem Schlage zum Manne des Volkes gemacht.

Ein neuer Ministerwechsel fand im Januar statt. Dem liberalen Ministerium Posada-Herrera, das am 11. Oktober auf das Ministerium Sagasta gefolgt war, brach seine Forderung nach Ver-

fassungsänderung und Einführung des allgemeinen Stimmrechtes das Genick. Das Ministerium Posada mußte dem konservativen Ministerium Canovas del Castillo Platz machen. Das neue Kabinett will unter anderen schönen Dingen auch die Sicherung von Ordnung und Freiheit bewerkstelligen. Ersteres glaubt der Hinkende, bei letzterem hört er die Botschaft wohl, allein ihm fehlt der Glaube. — Wie zu erwarten war, wurden bald darauf, am 19. Januar die Cortes (Kammern) aufgelöst. Die Anfangs Mai stattgehabten Neuwahlen haben eine bedeutende Mehrheit für die Regierung ergeben; ebenso die des Senats. — Revolutionäre Banden, die kurz vorher diverse Putsche versuchten, wurden in Navarra zum Teil vernichtet, zum Teil auf französisches Gebiet gejagt.

Frankreich.

Die Hauptthätigkeit Frankreichs seit dem 1. Juni 1883 war in hervorragender Weise und im ersten Quartale 1884 fast ausschließlich den auswärtigen Unternehmungen zugewandt, d. h. den beiden Expeditionen nach Madagaskar und nach Tonking.

Beschießung der Küstenstadt Tamatawe.

Beide Unternehmungen zeigen wieder einmal die Habgier und die Raufluft unsers westlichen Nachbarn jenseits der Vogesen in hellstem Lichte. Ohne irgend einen stichhaltigen Grund, bloß um seine in Europa im Niedergange befindliche Macht zu erhöhen und einen kolonisatorischen Erfolg zu erzielen, überfiel Frankreich das Land der Königin Ranorowna an der Ostküste Afrikas. Wer einen hängen will, findet immer einen Strick. Der Strick war hier die aus einem vermeintlichen Recht hergeleitete Forderung der Franzosen auf Rückgabe zweier Hafenstädte an der Nordwestküste von Madagaskar. Als die Madagassen, die Bewohner der Insel, die Rückgabe verweigerten, da bombardierten die Franzosen von ihren Kriegsschiffen aus die beiden Handelsstädte und richteten unter den dort lagernden fremden Waaren großen Schaden an. Natürlich waren die armen Howas, das ist der Stamm, der die Herrschaft in Madagaskar hat, den französischen Mordbrennern in der Kriegskunst und in der Bewaffnung nicht gewachsen, sodaß es dem mit einer Flotte dorthin geschickten Admiral Pierre ein Leichtes war, die Küstenstadt Tamatawe nach vorhergegangener Beschießung anfangs Juni 1883 einzunehmen und dann den wichtigen Zollposten Madsonga zu besetzen, so daß sich die Königin, die vergeblich Hilfe von England erwartete, gezwungen sah, eine Gesandtschaft zur Wiederanknüpfung der Unterhandlungen nach Paris zu schicken. Die Verhandlungen zerschlugen sich aber an den unverschämten Forderungen der Räuber, sodaß im Dezember die Feindseligkeiten wieder aufgenommen und die Orte Mobambo und Tenerifa an der Nordostküste der Insel beschossen wurden. Der schimpfliche Krieg dauert, da die Franzosen sich nicht ins Innere wagen, noch fort und ist sein Ende noch nicht vorauszusehen.

Ebenso ehrlos und aus gleicher Ursache entstanden ist der ohne vorherige Kriegserklärung begonnene Feldzug gegen Tonking. Da handelt es sich trotz gegenteiligen Versicherung des Ministeriums auch nichts weiter als um den Raub des chinesischen Vasallenstaats Anam. Dem soll auch der Segen französischen Civilisation mit Gewalt eingetrichtert werden. Das Eintrichtern ist aber anfangs den Franzosen schlecht bekommen. Nachdem sie schon im Dez. 1883 unweit Hanoi bei einer Rekognoszierung gründliche Schmiere gekriegt, wobei sie eine große Zahl Toter hatten, darunter den braven Kommandeur Rivière, erlitt auch der General Bouet in einem Rekognoszierungszuge gegen Phu-Kai nahe bei Hanoi am 15. August eine arge Niederlage. Die Helden des Zopfes jagten die Rothosen, die mehr als 100 Tote hatten, wieder in die Citadelle von Hanoi zurück.

Der chinesische Gesandte in Paris, Marquis Tseng, ein geriebener Chinese, war inzwischen unablässig bemüht, eine Annäherung und Verständigung zwischen den beiden Staaten herbeizuführen. Er rasselte gewaltig mit dem Säbel und versicherte, daß alle Franzosen von den Chinesen an ihren Zöpfen aufgehängt werden würden. Es half ihm aber nichts. Die Verhandlungen zerschlugen sich, weil die Franzosen, die inzwischen durch einen Sieg bei Dan am September wieder Courage gekriegt hatten, das nicht erhielten, was sie haben wollten, und die Keilerei ging aufs neue los, und zwar jetzt mit entschiedenem Glück für die Franzosen. Am 16. Dezember nahmen sie unter ihrem Admiral Courbet die Festung Sontay mit Sturm. Die Einnahme war aber teuer erkauft. Der Verlust der Franzosen betrug an Toten und Verwundeten 36 Offiziere und 1000 Mann, der der Chinesen unter ihrem Oberbefehlshaber Li Hong Tschang allerdings das sechsfache. Von nun an schritten die Franzosen von Sieg zu Sieg. Am 12. März wurde die Festung Bacninh, die wichtigste Position des Feindes, von den Franzosen genommen. Die Chinesen waren vollständig mutlos, räumten alle Stellungen und flohen, wobei sie große Verluste erlitten. Am 12. April wurde Hongboa, der letzte Sammelplatz der Trümmer der chinesisch-anamitischen Armee, von den Franzosen ohne Kampf besetzt. Der Feind hatte, alles mitnehmend, die Stadt geräumt. Damit hatte der famose Tonking-Feldzug sein Ende erreicht. Am 12. Mai wurde in Tientsin der Friede zwischen Frankreich und China definitiv unterzeichnet. Daß China, das im Vertrage das französische Protectorat über Tonking und Anam anerkennt, keine Kriegskostenentschädigung zahlt, beweist, daß die Franzosen die Sache für „fengerisch" hielten und froh waren, sie los zu werden. Bei diesem Raubzuge haben die Franzosen Scheußlichkeiten verübt, die unglaublich wären, wenn nicht ein französisches Blatt, der Figaro, sie selbst zugestehen müßte.

Marquis Tseng.

Li Heng Tschang,
französischer Befehlshaber in Tonking.

Nach der Einnahme von Hué z. B. stürmten die französischen Soldaten, toll vor Wut und Blutdurst, aus dem Fort heraus und warfen sich mit einer Art nervösen Zitterns über die Verwundeten her. Diejenigen, welche in Löchern verborgen vor Angst keuchten, welche unter Binsenmatten die Toten spielten, welche mit emporgestreckten Händen röchelnd Gnade flehten, mit herzzerreißender mme: „Han! Han!“ riefen, alle wurden ergemacht, mit Bajonetten zerstochen, Köpfe mit Kolbenschlägen zerschmettert. e „Boys“ von Saigon, weibische und wilde Geschöpfe, anamitische Dirnen, die im Troß der Infanterie hergekommen waren, krochen zwischen den Matrosen herum, riefen sie herbei, wenn sie einen Unglücklichen in einem Versteck aufgestöbert hatten, zupften sie an den Armen und sagten: „Sieh da, Herr, da ist Einer und dort wieder Einer! . . . mm schnell, Herr, und mache ihm pan, pan. !“ Und dies alles im Namen der Civilisation! rgott wenn diese Mordbanden in unserm Deutsch- d eingebrochen wären!

Graf Chambord,
† am 24. August.

Im 24. August wurde die Republik von ihrem orragendsten Gegner befreit. An diesem Tage ist lich in Frohsdorf bei Wien der Thronprätendent inrich von Bourbon, genannt Graf Cham- d, der letzte Vertreter der direkten Nachkommen- ft Ludwig XVI., gestorben. Seine Erbschaft hat Haupt der Orleanisten, der Graf von Paris, hn des Herzogs von Orleans und der Prinzessin ene von Mecklenburg-Schwerin angetreten, der sofort nach dem Tode Chambords den Namen „Bourbon“ annahm und am 20. September in einer Versammlung der Royalisten (Königstreuen) in Paris als der rechtmäßige König von Frankreich anerkannt wurde. Von Seiten der Regierung werden daher alle Schritte dieser Partei und namentlich der Prinzen von Orleans mit mißtrauischen Blicken überwacht. Bei der geringsten Veranlassung haben sie die Ausweisungen aus Frankreich zu erwarten. Aber auch die Bonapartisten ruhen nicht. Prinz Plon-Plon-Napoleon hat am 22. Februar an seine Getreuen in Paris eine Programm-Ansprache gerichtet, in der er sich resp. seinen Sohn der geneigten Beachtung eines hochgeehrten Publikums von Stadt und Land wieder bestens empfiehlt.

Graf von Paris.

Einen zweiten Todesfall von geschichtlicher Bedeutung hat der Hinkende noch anzuführen. Am 27. Februar starb in Paris der General Wimpffen, der Mann, dessen Name die Erinnerung an eines der folgenreichsten Ereignisse unserer Zeit, die Erinnerung an die Schlacht von Sedan wieder wach ruft. Er unterzeichnete damals als französischer Oberkommandierender die Kapitulationsurkunde, die zugleich dem Kaiserreiche ein Ende machte.

General Wimpffen.

Auch Rouher, der Minister Napoleons, ist seinem Herrn in die Ewigkeit gefolgt. Rouher, war kein genialer Staatsmann, aber eines zeichnete ihn aus, was gerade in Frankreich selten ist, die Treue. Er blieb auch nach dem Sturze des Kaisers der Kaiserin Eugenie und ihrem Sohne ein treuer Freund, Berater und Helfer. Nur von dem Prinzen Jerome wollte er nichts wissen.

England.

Die empörende Rücksichtslosigkeit und brutale Grausamkeit, mit der die Engländer Ägypten unter ihre Gewalt zu bringen suchen, haben dieser herzlosen Krämergesellschaft im Sudan in dem Mahdi, dem sogenannten „falschen Propheten“, eine Geisel erstehen lassen, die blutig ihren Rücken peitscht. Fast scheint es, als ob dem Tapfern sein Unternehmen, das Land von den fremden Würgern zu befreien, gelingen werde. Noch niemals hat sich Unfähigkeit bei brutaler Auf-

Der Mahdi.

geblasenheit so deutlich gezeigt, wie bei dem unbefugten Einmischen der Engländer in die Angelegenheiten Ägyptens. Die ungeschickten und total verfehlten Maßnahmen der englischen Beglücker auf der einen, sowie deren Saumseligkeit und Nachlässigkeit, verbunden mit Unkenntnis und Dummheit auf der andern Seite, haben nicht nur Ägypten an den Rand des Verderbens, sondern auch die Engländer selbst in eine so trostlose Lage gebracht, daß sie sich keinen Rat mehr wissen und zu den europäischen Großmächten um Hilfe schreien und sie um Gottes willen bitten, doch ja zusammenzukommen und in einer Konferenz zu beraten und zu beschließen, wie der englische Karren wieder aus dem ägyptischen Sumpfe herauszuziehen sei. Mit welchem prahlerischen Selbstbewußtsein hatte man den Kampf mit dem Mahdi aufgenommen! Man hatte geglaubt, man würde auch ihm schnell ein zweites Tel-el-Khebir bereiten können. Es kam aber anders. Der Feldzug, den Hicks Pascha, der Oberbefehlshaber der englisch-ägyptischen Streitkräfte, gegen die fanatisierten, bis zur Tollkühnheit tapfern Aufständischen des Mahdi unternahm, nahm für die Ägypter bald eine verhängnisvolle Wendung. Gleich die erste große Schlacht ging für dieselben verloren. Am Morgen des 1. November wurde die 11 000 Mann starke Armee Hicks Paschas bei El Obeid in einen Hinterhalt gelockt und nach dreitägigem, verzweifelten Kampfe bis auf den letzten Mann, darunter Hicks Pascha, vernichtet. Die Aufständischen erbeuteten 36 Geschütze, sämtliche Fahnen, Munitionsvorräte und Kamele.

Ein ägyptischer Kameelreiter.

Infolge dieser Niederlage hauptsächlich glaubte die englische Regierung ganz was Besonderes thun zu müssen. Sie schickte den General Gordon, der sich anheischig machte, die ägyptische Frage nur mit Geld zu lösen, eilends nach dem Sudan mit 40 000 Pfd. Sterling (etwa 800 000 Mark). Doch was hat er ausgerichtet, trotz alles Geldes und aller Proklamationen? Seine Sendung ist vollständig mißglückt, und jetzt sitzt er, rings eingeschlossen von den Aufständischen in Khartum und schickt klägliche Briefe um Hilfe nach London ins Ministerium, weil er nicht herauskann. Das famose Ministerium aber läßt seinen Abgesandten gewissenlos im Stich, obgleich rasches Handeln helfen könnte, wenn man ausreichende Kräfte ins Feld stellte. Inzwischen erlitten die Truppen Niederlagen auf Niederlagen.

Endlich, am 29. Februar, gelang es dem englischen General Graham beim Brunnen El-Teb einen entscheidenden Sieg über Osman Digma zu erringen, dessen Verschanzungen seine Truppen mit Sturm nahmen. Drei Stunden lang dauerte der Kampf; 3750 Mann starken Engländer gegen den auf 10 000 Mann geschätzten Feind, der sich verzweifelt wehrte und 900 Tote allein in den Verschanzungen zurückließ. Vier Krupp'sche Kanonen, sowie drei andere und viel Munition fielen in die Hände der Sieger, die noch an demselben Tage in Tokar einzogen. In einer zweiten Schlacht am 12. März schlug General Graham noch seinen Gegner bei Tamanieb, freilich unter harten Verlusten, da die Engländer über 250 Tote und Verwundete hatten.

General Gordon.

In diesen Schlachten verloren die Araber 4000 Tote und 6000 Verwundete. Trotz dieser Schlächtereien hat sich aber die Lage nicht gebessert. Die aufständische Bewegung hat sich Ende März von Osten nach Südwesten gezogen. Das ganze Gebiet südlich von Berber, das auch bereits in die Hände der Aufständischen gefallen ist, ist im Aufstande begriffen. Die englischen Truppen aber, sind nach Suakim zurückgekehrt und haben sich dort mit Zurücklassung einer Garnison nach der Heimat eingeschifft.

Hicks Pascha in der Schlacht bei El Obeid.

Und nun noch ein Blick auf die innern Verhältnisse Englands. Fast alle Industriezweige liegen darnieder und Tausende von Arbeitern sind ohne Beschäftigung. Am meisten leiden wohl die Schiffsbauer, von denen in letzter Zeit gegen 30 000 beschäftigungslos waren. Auch mit der Schiffahrt steht's schlecht und die Reeder sind gezwungen, Frachten zu so niedrigen Preisen anzunehmen, sodaß sie nichts verdienen. Daneben Arbeitseinstellungen an allen Orten. Wie das noch enden soll, weiß der liebe Himmel. Außerdem giebt's noch allerlei andern Verdruß. So können die Engländer mit dem Erbauer des Suezkanals nicht zu einem befriedigenden Einvernehmen gelangen. England möchte, wie überhaupt alles, auch den Suezkanal haben, und strebt nach dem ausschließlichen Verfügungsrecht über denselben. Darüber entbrannte nun im August mit der französischen Gesellschaft eine arge Fehde, welche die Engländer derartig erboste, daß sie beschlossen haben, mit

lischem Gelde einen zweiten Kanal neben den ersten sich zu bauen.

In Irland scheinen sich die Verhältnisse gebessert haben, seit der größte Schreier Parnell durch den Akstribut in Gestalt von 200 000 Mark selbst ein üterter Mann geworden ist. Wer weiß, ob da ot zuletzt aus diesem Saulus noch ein Paulus wird. Seit März wurde London jeden Monat durch Dynamit-Attentate in Aufregung und Schrecken versetzt. Man vermutet meist amerikanische Fenier als Attenter, da das Pulver und die Höllenmaschinen, die dabei in Anwendung kamen, amerikanisches Fabrikat waren. — Ein Unglücksfall hat am 29. März die königliche Familie in Trauer versetzt. Der Herzog von Albany, der Lieblingssohn der Königin, fiel in Cannes an einer Treppe und zog sich derartige Verletzungen zu, daß er bald darauf starb. — Auch ein anderer, bereits früher stattgehabter Todesfall erregte in England, wenn auch nicht Trauer, so doch Interesse. Der bekannte Zulukönig Cetewayo ist nach der Rückkehr in sein Land gestorben.

Rußland.

Die Kaiserkrönung in Moskau, von der wir im vorjährigen Kalender berichtet haben, hat kein anderes Ergebnis gehabt, als daß der Kaiser mit heiler Haut wieder nach Hause zurückgekehrt ist. Keine der Hoffnungen, die sich an die Krönungsfeier geknüpft, ist in Erfüllung gegangen.

Die Nihilistenbanden sind nicht unterdrückt, sondern in stillen noch im Wachsen begriffen. Hat diese unheimliche Partei doch vor gar nicht langer Zeit erst wieder einen Aufruf erscheinen lassen, der das Todesurteil des Zaren enthält, und hat sie doch erst im Dezember durch die grauenvolle Ermordung des Chefs der kaiserlichen Geheimpolizei, des Oberstlieutnant Sudeikin, wieder einen furchtbaren Beweis ihrer Macht und Energie gegeben. Und doch wäre es dem Kaiser ein Leichtes, die finstere Macht zu bannen, wenn er dem Wunsche des Volkes nach einer Verfassung nachkäme. Daran ist aber vorderhand leider nicht zu denken.

Aber trotz der trostlosen Zustände im Innern, streben die Russen doch noch nach Erweiterung ihres unermeßlichen Gebietes und nach Vergrößerung ihrer Macht nach außen.

Sie haben die Verlegenheit der Engländer im Sudan schlau zu benützen gewußt, haben in aller Gemütlichkeit die wichtigste Etappe auf der Handelsstraße nach Indien, Merw, besetzt, und diese Besetzung durch eine freiwillige Unterthänigkeitserklärung der Khane von 4 Turkmanenstämmen in Merw an Eides Statt für das ganze Volk von Merw bekräftigen lassen. Einstweilen müssen die Engländer gute Miene zum bösen Spiele machen. Ihr Lächeln soll sich aber sehr sauer ansehen.

Bulgarien.

Die Anstrengungen der Russen, Bulgarien in eine russische Provinz zu verwandeln und den Fürsten Alexander zur Abdankung zu bringen, sind an dem energischen Widerstande desselben gescheitert. Wie jeder Mann von Ehre und Charakter wies er es von sich, sich von Rußland als Spielball gebrauchen zu lassen. Biegen oder brechen! dachte er, als er durch Dekret am 27. Oktober den russischen Obersten Redbiger, den Leiter des Kriegsministeriums, seines Postens enthob und aus dem Dienste des bulgarischen Heeres entließ und die Offiziere russischer Staatsangehörigkeit von seiner Suite ausschloß. Der angespannte Bogen brach aber nicht. Der russische Bär zog seine Tatze zurück und steckte an ihrer Stelle das Sammetpfötchen hervor. Anstatt ihn zornig anzufahren, empfing Kaiser Alexander den in dieser Angelegenheit nach Petersburg gesandten bulgarischen Minister Balabanoff sehr gnädig und sandte zur Beilegung des Streits den Oberst Kaulbars nach Sofia. Seitdem sind bessere Zustände eingetreten.

Amerika.

Ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung war die Eröffnung der gewaltigen Northern-Pacific-Bahn. Die Erbauung dieser mehr als 2000 Meilen langen Bahn, die New-York mit San Franzisko verbindet, ist der bewunderungswürdigen Thatkraft eines Deutschen, des Pfälzers Villard, zu danken. Villard hat den Ausbau dieses großartigen Werkes unternommen, nicht um eine Spekulation zu machen und sich zu bereichern, sondern um ein großes nationales Werk zu schaffen. Leider wurde der edle Mann ein Opfer seiner großen That. Die Vollendung der Bahn gelang ihm innerhalb der Zeit, die er dazu festgesetzt hatte, aber sie hat ihn selbst ruiniert. Es stellte sich heraus, daß der mit großer Energie geführte Bau erheblich mehr Geld kostete, als veranschlagt worden war.

Schlacht bei El Teb.

Die Stadt Philadelphia war die erste deutsche Kolonie in Nordamerika. Sie feierte am 8. Oktober ihr 200jähriges Jubelfest. Deutsche Sprache und deutsches Wesen hat sich dort am meisten erhalten und es weit gebracht. William Penn wanderte 1683 mit 13 deutschen Familien aus Elberfeld und andern aus der Pfalz dorthin aus und gründete die Kolonie. Philadelphia bestand damals aus drei bis vier kleinen Hütten, alles andere war Wald, Unterwuchs und Buschwerk. Die Kolonie wuchs aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und wurde äußerst einflußreich bis zum heutigen Tage. Und wie ist seitdem der Strom der deutschen Auswanderer gewachsen.

Die letzten Wahlen sind zu Gunsten der Demokraten ausgefallen. Bei der Eröffnung des nordamerikanischen Kongresses am 3. Dezember wurde eine Botschaft des Präsidenten verlesen, aus der hervorgeht, daß die Finanzlage eine vortreffliche ist, da die Einnahmen des mit 1884 endigenden Finanzjahres auf 60 Millionen Dollars über die Ausgaben hinaus veranschlagt sind.

Zwischen Amerika und Deutschland wäre jüngst beinahe ein Zwist wegen — man höre und staune —

wegen Trichinen ausgebrochen. In von Amerika nach Deutschland gebrachtem Schweinefleisch sollen sich bei der Ankunft Trichinen mit empörender Frechheit noch im lebenden Zustande befunden haben. Der Reichskanzler erließ daher zum Schutze der schweinefleischvertilgenden deutschen Einwohnerschaft ein Einfuhrverbot auf amerikanisches Schweinefleisch, obgleich böse Zungen munkeln, daß das Verbot aus andern Gründen und zwar zur Illustration des Sprichworts: „Wurst wider Wurst", erlassen worden sei. Glücklicherweise hat die Verschnupfung darüber in Amerika nicht lange angehalten. Die Aussöhnung ist wieder erfolgt und so wird denn wohl auch der amerikanische Speck und Schinken sich bald wieder der vollen Gunst und Gnade des mächtigen deutschen Kanzlers erfreuen.

Damit ruft der Hinkende seinen Lesern für das Jahr ein herzliches „Gott befohlen!" und „Auf Wiedersehn!" im nächsten Jahre zu.

Johann Heinrich Geiger †.

Der Hinkende muß in diesem Jahre sein Haupt mit einem Flor umhüllen, denn der bleiche Schnitter, der Tod, hat mit seiner nimmer ruhenden Sense einen seiner besten Freunde dahingerafft, einen Freund, dessen Scheiden dem Hinkenden jenes unvergleichlich schöne Lied in Erinnerung ruft, das den Tod eines braven Kameraden im Kampfe schildert. Die Kugel hat ihn niedergestreckt, und an seiner Leiche klagt nun der andere:

Sie hat ihn weggerissen,
Er lag zu meinen Füßen
Als wär's ein Stück von mir — —.

„Als wär's ein Stück von mir!" Ja, das ist das treffende Wort. Als wär' ihm ein Stück aus dem eignen Fleische herausgerissen, so war dem Hinkenden zu Mute, als ihn am 19. April morgens die Kunde traf, daß der treue Kamerad, der langjährige frühere Inhaber der gleichnamigen Firma in Lahr, Herr Johann Heinrich Geiger, seinen letzten Seufzer ausgehaucht habe, denn der Verstorbene war mit jeder Faser mit dem Hinkenden verwachsen. Er war ein Stück von ihm. Mit ihm, dem fast Dreiundneunzigjährigen, ist ein reiches Leben von hinnen geschieden. Er war geboren am 24. August 1791 in Lahr. Mit reichen Vorkenntnissen ausgestattet, machte er seine Lehre in der Cottaschen Buchhandlung in Tübingen und arbeitete später bei Campe in Nürnberg. Als er das von seinem Vater gegründete Geschäft übernahm, konnte es bei seinem regen Geiste und seiner unermüdlichen Schaffenslust nicht fehlen, daß er dem Unternehmen seine volle Kraft zuwandte und wesentlich mitwirkte, daß es sich zu der Bedeutung erhob, die ihm eine ehrenvolle Stellung unter allen derartigen Instituten erwarb.

Sein Thun war ein überaus erfolgreiches. Als er nach fleißiger Arbeit im Jahre 1865 das Geschäft, welches er beinahe ein halbes Jahrhundert geleitet hatte, in die Hände des jetzigen Inhabers, seines Schwiegersohnes, niederlegte, da stand das Gebäude auf sicherm Grundstein. Mit dem beglückenden Bewußtsein, nicht vergebens Kraft und Zeit angewandt zu haben, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück, wenn er auch mit stets wärmster Teilnahme die verschiedenen Phasen seines sich zu immer größerer und mannigfaltigerer Blüte emporschwingenden Instituts verfolgte.

Doch nicht nur den engen Kreis seines Geschäftslebens umfaßte sein Blick, sondern er zeigte auch ein reges Interesse für alles, was das öffentliche Leben bewegte. Besonders war er ein warmer Patriot, dem das Wohl und Wehe seines Heimatlandes, sowie das des gesamten deutschen Vaterlands am Herzen lag. Dankbar pries er daher auch sein Geschick, das ihm vergönnte, ein Zeuge zu sein der Herstellung des deutschen Reiches und der Deutschen Kaiserwürde.

Einen Beweis seiner treu echt vaterländischen Gesinnung lieferte er im Juni des Jahres 1860. Als nämlich damals Napoleon den Versuch machen wollte, die deutschen Fürsten seinen Zwecken geneigt zu machen, und dieselben zu diesem Zwecke nach Baden eingeladen hatte, so begab sich auch der Verstorbene dahin, um dem seltenen Schauspiele einer derartigen Fürstenbegegnung beizuwohnen. Der siebzigjährige Greis stand unweit des Meßmer'schen Hauses, als Napoleon vom damaligen Prinzregenten, unserm jetzigen Kaiser Wilhelm, einen Besuch abstattete. Ein Häuflein Franzosen bemühte sich, durch den lebhaften Ruf „Vive l'empereur" eine Demonstration zugunsten Napoleons in Scene zu setzen. Dem war dem alten Herrn doch zu stark. Mit einem lauten „Stille!" gebot er den Schreiern zuerst Ruhe, dann aber brachte er dem Prinzregenten und Deutschland ein dreifaches Hoch, in das die Menge begeistert einstimmte.

Wie überall, so war Gottes Gnade aber auch in seinem Familienleben an ihm sichtbar. Es war ihm vergönnt, mit seiner Gattin, im Kreise von zahlreichen Nachkommen, Enkeln und Urenkeln, das seltene Fest der goldnen Hochzeit in Frische und Rüstigkeit des Geistes und Körpers zu feiern, wie denn überhaupt seine Häuslichkeit stets eine festliche Stätte zufriedenen Glücks war, das erst durch den am 24. August 1860 — durch eine merkwürdige Schicksalsfügung also gerade an seinem Geburtstage — erfolgten Tod seiner treuen Lebensgefährtin eine freilich dauernde Trübung erfuhr.

Nun ist er der vorangegangenen Gattin nachgefolgt, um, wiedervereint mit ihr, das Wort der Verheißung an sich in Erfüllung gehen zu sehen: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!"

Briefkasten.

Den Briefkasten muß der geneigte Leser im Volkskalender suchen, denn der gegenwärtige Kalender hat für den interessanten Briefwechsel zwischen dem Hinkenden und seinen Freunden und — Feinden leider keinen Platz mehr.